

Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung
Band: 10 (1916)
Heft: 1

Artikel: Unsere Neujahrsbeilage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-923072>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Erbauung

Unsere Neujahrsbeilage.

Liebe Leser! Das heurige Neujahrsgeſchenk, das Euch die Taubſtummenzeitung bringt, das verkleinerte Gemälde „Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt“, iſt ein Kunſtblatt, das doppelte Beachtung verdient: 1. um deſſen willen, was es darſtellt, 2. um deſſen willen, der es geſchaffen hat.

Wir ſehen da eine Fuhrmannsfamilie, Großeltern, Eltern und Kinder, die ſich in einer ärmlichen Stube mit rotem Plättliboden zum Mittagessen eingefunden haben. Sie haben den Brauch, ſolches mit Tiſchgebet zu beginnen. Möchte doch, wer unter unſern Leſern dieſe Sitte vielleicht noch nicht übt, dieſelbe von heute an, mit dem neuen Jahre, auch einführen! Wer Zeit hat zum Eſſen, der hat gewiß vorher auch noch eine halbe Minute Zeit zu einer Bitte um Segnung des Mahles oder einem Worte der Dankſagung. Wer dieſen Brauch nicht übt, den frage ich: Wann dankſt Du denn Gott für das tägliche Brot? Ich glaube, mancher müßte darauf aufrichtiger Weiſe antworten: Recht ſelten. Iſt das aber wohl in der Ordnung? Gott ſoll Dir täglich das zum Leben Nötige zukommen laſſen, und Du ſagſt ihm ſelten ein Wort des Dankes dafür — ? Das glaube, wer will!

Die Leute auf unſerm Bild haben nicht viel zu verzehren an ihrem Mittagstiſch. Was für ſieben Perſonen reichen ſoll, hat alles in einer Schüſſel Platz. Es gibt da keine Fleiſch- und keine Maggiſuppe. Auch keinen Braten. Es gibt nichts anderes als die Schüſſel mit Mehlspeiſe oder Gemüse, die dampfend auf dem Tiſche ſteht. Daß nichts anderes mehr kommt, ſieht man daran, daß ſie nur Löffel brauchen. Wer will es da dem größeren Kind übel nehmen, wenn es, angeſichts der einzigen Schüſſel für alle, etwas ängſtlich den großen Gaſt zum Tiſche kommen ſieht? Hat es nicht recht, wenn es denkt: Werden wir genug eſſen können, wenn der auch noch mitißt?

Alles iſt ärmlich: das Mittagsmahl, die kahle Stube, die Bewohner; und doch! Kommt es Euch nicht auch vor bei Betrachtung des Bildes, in dieſer Stube ſei es doch heimelig? Ich wenigſtens wäre gerne in Geſellſchaft dieſer Leute. Wo man den Heiland im Geiſte zu Gaſt bittet, da haben keine argen Gedanken Platz. Da wird

es kein Tiſchgeſpräch geben, wo andere Leute verſchimpft werden, wo man mit Klagen über das, was man nicht haben kann, ſich ſelber die Freude verderbt über das, was Gott beſchert hat zur Stillung des Hungers. Bei dieſem Mahl und an dieſen Leuten wird es gewiß aufs neue wahr, was ſchon der altteſtamentliche Spruch ſagt: „Ein Gericht Gemüse mit Liebe iſt beſſer als ein gemästetes Kind mit Haß“. Das heißt: Wenn eine einfache Mahlzeit mit zufriedener, dankbarem Sinn geſoffen wird, wird ſie durch den Segen Gottes beſſer „anſchlagen“, auch dem Leibe mehr nützen als das üppigſte Mahl, das mit verdrossenem Sinn geſoffen würde. (Auch Aerzte beſtätigen dieſe merkwürdige Tatſache, daß mit zufriedener Gemütsſtimmung geſoffenes geringes Eſſen dem Körper mehr nütze als die koſtbarſte Speiſe, die mit Verdrossenheit verſchlungen werde.)

Stutzen mag mancher Beſchauer des Bildes über die Geſtalt Chriſti. Chriſtus iſt hier eine ſehr ärmliche Geſtalt, noch ärmer als die Leute, die ihn zu ſich gebeten haben. Man ſieht ihn gewöhnlich auf den Bildern ſchöner, feiner gemalt. Aber hat dieſer Maler nicht recht mit ſeiner Darſtellungsweiſe? Es iſt ja eine Tatſache, daß Chriſtus ärmer durchs Land gehen mußte als wir alle. Gott hat das ſo gewollt, damit auch das ärmſte Menſchenkind ein Herz zu ihm faſſen könne. Darum, wenn uns auch dieſe Darſtellung ungewohnt vorkommt, werden wir doch Freude daran haben.

Das Bild iſt eine treffliche Wiedergabe eines berühmten Gemäldes. Ein Merkzeichen für den Wert eines Bildes iſt, ob man es mit Freude immer wieder betrachten mag. Ihr werdet ſehen, liebe Leſer, das Bild beſteht dieſe Probe. Darum gönnet ihm ein Plätzchen an der Wand, ſei es in einem Kämmerlein, ſei es, daß es bloß mit ein paar Reißnägeln feſtgemacht werde.

Bei einem Bilde, das einen freut, ſoll man aber auch nach dem Künſtler fragen, der es geſchaffen hat. Laſſet Euch dieſen noch in Kürze vorſtellen. Er heißt Fritz von Uhde. Er lebt in München, ein jezt 67jähriger Mann. In ſeinen jüngeren Mannesjahren hat er nicht den Pinſel geführt, ſondern den Zügel und den Säbel. Er war deutſcher Kavallerieoffizier. Wer von Euch froh iſt, daß er dieſes ſchöne Bildchen bekommen hat, der wird ſich freuen, daß dieſer Militär den Säbel an den Nagel gehängt hat und in verhältnismäßig ſpäten Jahren noch unter die Maler gegangen iſt. Und wenn er am liebſten bibliſche und andere religiöſe Bilder

malt, so sei uns das noch ein nützlicher Wink. Dieser Mann erkannte, daß er mit würdigen Darstellungen Jesu Nützlicheres leisten könne als mit Waffen. So wollen auch wir uns merken, daß auch wir auf der Welt dann am meisten Gutes leisten, wenn wir uns nicht im Sagen nach weltlichen Dingen verlieren, sondern auch an die über diese Welt hinausgehenden Lebensziele denken.

G. W.

Zur Unterhaltung

Eine Weihnachtsgeschichte aus dem 30jährigen Krieg.

(Aufgesagt von Töglingen der Taubstummenanstalt Münchenbuchsee an ihrem Weihnachtsfest 1915).

Es war im Jahre 1648, einige Tage vor Weihnachten. Schon dreißig Jahre hatte der Krieg gedauert. Die Bewohner eines kleinen Dorfes in Mitteldeutschland lebten in Angst und Schrecken vor dem herumziehenden Kriegsvolk. Schon 14 Jahre lang hatten die Kirchenglocken nicht mehr geläutet, damit der Klang den plündernden Soldaten nicht den Weg zu ihrem Dörfchen weise.

Am äußersten Ende des Dorfes, nahe gegen die waldige Schlucht hin, wohnte der Nachtwächter mit seiner Frau und seinem 16jährigen Sohn. Die Mutter des Knaben und ein jüngeres Schwesterlein waren an der Seuche gestorben, und eine ältere Schwester war von den Soldaten fortgeschleppt worden.

Die Großmutter war nun alt und schwach. Sie fühlte, daß sie bald sterben werde. Aber sie war traurig und unzufrieden wegen dem Krieg und hatte große Sehnsucht nach dem Frieden. Denn der Krieg war an ihrem Unglück schuld. Herumziehende Soldaten hatten ihren Mann erschossen, als er friedlich im Walde arbeitete. Sie hatte geschworen, nicht mehr zum heiligen Abendmahl zu gehen, bis Frieden sei. Und nun fühlte sie ihr Ende nahen, und sie hätte gerne noch vor ihrem Sterben das heilige Abendmahl gefeiert.

Der Friede nach dem dreißigjährigen Krieg war im November geschlossen worden. Aber die Leute konnten noch nicht recht daran glauben, zu lange hatte diese Schreckenszeit gedauert.

Die Großmutter hatte in der Stadt eine Verwandte, ein ehemaliges Patenkind. Sie hatte diesem in der Jugend ein silbernes Salz-

faß geschenkt. An dieses dachte die Großmutter; dieses konnte wissen, ob Friede sei.

Die Großmutter rief ihren Enkelsohn zu sich und sagte zu ihm: „Gehe in die Stadt zu deiner Base und frage sie, ob Friede geschlossen sei. Zum Zeichen des Friedens soll sie dir das silberne Salzfaß mitgeben“.

Der Jüngling machte sich bereit. Er steckte den Hirschfänger zu sich, denn der Weg war weit und gefährlich. Sieben Stunden lang hatte er zu gehen. Auf der Landstraße war es gefährlich wegen den herumziehenden Soldaten, und der Fußweg führte durch eine waldige Schlucht, darin ein großer Wolf hauste, der schon viele Menschen getötet oder verwundet hatte.

Glücklich kam der Jüngling in der Stadt bei seiner Base an. Die Base sagte: „Ja, es ist Friede!“ Und sie gab ihm das Salzfaß mit für die Großmutter. Kaum eine Stunde ruhte der Knabe aus, dann machte er sich wieder auf den Heimweg.

Schon hatte er den größten Teil des Heimweges zurückgelegt, aber nun kam die gefährliche Stelle, die dunkle, tiefe Schlucht, darin sich der hungrige Wolf versteckt hielt. Das wilde Tier stürzte sich auf den Knaben. Aber dieser war darauf gefaßt und ein starkes, stummes Ringen begann im Schweigen des Waldes, ein Ringen auf Leben und Tod. Mühsam und blutend befreite sich der mutige Knabe aus den Klauen des toten Wolfes. Die tiefe Wunde auf der Brust stopfte er mit Moos zu, und dann schleppte er sich mühsam bis zum Schulhaus. Dort stellte er sich an die Wand und wartete auf seinen Vater, der herbeikam, um die Stunde auszurufen.

„Vater, es ist Friede,“ sagte der Sohn zum Vater. „Friede, Friede, so ist es wahr,“ rief der Vater, lief gegen das Pfarrhaus und verkündete es dem Herrn Pfarrer. Dann eilte er in die Kirche, um die Glocken zu läuten. Er hatte nicht gesehen, daß sein Sohn so müde und verwundet war. Dieser ging langsam wieder dem Walde zu; er hatte im Kampf mit dem Wolf das Salzfaß verloren. Er wollte es suchen.

Vom Glockenklang erwachten die Leute. Sie gingen aus ihren Häusern hinaus auf die Straße. Sie riefen einander zu: „Es ist Friede, es ist Friede!“ Der Pfarrer und einige Beamte gingen ins Haus der Großmutter und sagten ihr, es sei Friede, ob sie nun das heilige Abendmahl einnehmen wolle. Aber sie konnte es noch nicht